Gegründet 1877 — Gegründet 1877

Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen"

Amtsblatt des Kreises Calw für Altensteig und Umgebung — Heimatzeitung der Kreise Calw und Freudenstadt

Bezugspr.: Monatlich d. Post ℳ 1.20 einschl. 18 ₰ Beförd.-Geb., zuz. 36 ₰ Zustellungsgeb.; d. A. ℳ 1.40 einschl. 20 ₰ Austrägergeb.; Einzel-Nr. 10 ₰. Bei Nichterscheinen der Ztg. inf. höh. Gewalt oder Betriebsstörung besteht kein Anspruch auf Lieferung. Drahtanschrift: Tannenblatt. / Fernruf 321

Anzeigenpreise: Die einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 5 Pfennig, Textmillimeterzeile 15 Pfennig. Bei Wiederholung oder Mengenabschluß Nachlaß nach Preisliste. Erfüllungsort Altensteig. Gerichtsstand Nagold.

Nummer 167 — Altensteig, Mittwoch, den 19. Juli 1944 — 67. Jahrgang

Nachkriegsgeschäfte mit Moskau?

Es zeigt sich immer deutlicher, daß weder Engländer noch Amerikaner überhaupt jemals eine Vorstellung von einer vernünftigen, künftigen Neuordnung der Welt gehabt haben. Sie haben den Krieg ins Blaue hinein geführt und ließen sich nur bestimmen von dem Wunsche, das verhaßte nationalsozialistische Deutschland zu vernichten, weil dessen Sozialismus der Aufrechterhaltung ihrer kapitalistischen Herrschaftssysteme gefährlich erschien. Im Kriege mußten Engländer und Amerikaner dann erkennen, daß ihre Macht allein nicht ausreichte, um die Kraft des nationalsozialistischen Deutschlands niederzuringen. So entschloß man sich zu dem widernatürlichen Bündnis mit dem Bolschewismus, wobei unverkennbar das Judentum seine Hände im Spiel hatte. Die alte Wahrheit, daß derjenige stirbt, der sich mit dem Bolschewismus einläßt, mußte aber England sehr bald am eigenen Leibe erfahren. Immer mehr wurde das Land, das vor 1914 tatsächlich die Welt beherrschte, in den Hintergrund gedrängt, und heute besteht seine einst weltumspannende Politik praktisch nur noch in der Statistenrolle eines Kopfnickers, zu den vom Bolschewismus mit brutaler Rücksichtslosigkeit geschaffenen politischen Tatsachen. Man sollte annehmen, daß diese Erfahrungen Engländer und Amerikaner etwas gewitzigt hätten. Statt dessen beobachtet man aber gerade umgekehrt das zunehmende Bestreben, auch die Zukunft nach dem Kriege in engerer Zusammenarbeit mit dem Bolschewismus zu gestalten.

Dieses Streben ist freilich nur eine Folge der hoffnungslosen Aussichtslosigkeit, in die sich unsere Gegner verrannt haben. Die Engländer sind in diesem Kriege aus einem reichen zu einem armen, aus einem Gläubigerland zu einem Schuldnerland geworden. Sie müssen erkennen, daß ihnen nach diesem Kriege nicht nur die einstigen riesigen Einnahmen aus Kapitalanlagen im Auslande fehlen werden, sondern ebenso auch die Einnahmen, die sie einst aus ihrer weltumspannenden Schiffahrt zogen, aus dem in London zentralisierten Versicherungs- und Vermittlungsgewerbe, aus der Bestimmung des Goldpreises und überhaupt aus ihrer beherrschenden Welthandelsposition. Sie werden also für die nun einmal benötigte hohe Einfuhr an Lebensmitteln und Industrierohstoffen nach diesem Kriege fast ausschließlich auf ihre Ausfuhr angewiesen sein. Und deswegen versteht man ihr Bestreben, sich möglichst schon jetzt im Kriege einen entsprechenden Anteil am zukünftigen Welthandel zu sichern.

Die USA. haben nun absolut gleichgerichtete Wünsche. Auch sie wollen nach dem Kriege exportieren und nochmals exportieren. Die Ursache ist bei ihnen allerdings eine andere. Der gewaltig aufgeblähte Industrieapparat der USA. kann unmöglich die jetzt im Kriege in den Fabriken beschäftigten Arbeitskräfte nach dem Kriege weiterbeschäftigen, wenn der Absatz der hergestellten Industrieerzeugnisse nur im eigenen Lande erfolgen soll. Von unserem Standpunkt wäre freilich dazu zu sagen, daß dies keineswegs so zu sein braucht. Schuld an der Unzulänglichkeit des binnenländischen Marktes der USA. ist zweifellos die unsoziale Struktur ihrer Wirtschaft. Insbesondere rächt sich die praktische Vernichtung des Bauerntums und seine Ersetzung durch riesige Farmbetriebe, die oftmals in der Form von Aktiengesellschaften geführt werden. Der hohe Bedarf eines gesunden mittleren Bauerntums an Konsumgütern sowohl wie an Maschinen und Geräten fehlt also in den USA. als stärkste Stütze des Binnenmarktes. Aehnlich liegen die Dinge auf dem gewerblichen Sektor infolge der überragenden Bedeutung der Großbetriebe mit ihrer Serienproduktion. Eine vernünftige Wirtschafts- und Sozialpolitik vermöchte diese Zustände allmählich zu ändern, aber gerade daran ist ja Herr Roosevelt mit seinem New Deal gescheitert, und gerade dieses Scheitern seiner sozialistischen Aufbaupläne zu verschleiern, hat er den Krieg als Ausweg gewählt. Er hat auch insofern damit Erfolg gehabt, als die Kriegskonjunktur zunächst die Arbeitslosigkeit beseitigt hat. Es steht aber heute schon fest, daß diese Kriegskonjunktur eben nur ein Konjunktur ist, daß also nach ihrer Beendigung sofort wieder die alten Probleme auftreten müssen. Zwischen 13—18 Millionen bewegen sich heute schon die Schätzungen der mit Kriegsende zu erwartenden Arbeitslosigkeit in den USA.

Die Frage dabei ist nur, wer diese Ausfuhr der USA. kaufen und damit praktisch für die Beschäftigung der amerikanischen Arbeiterschaft bezahlen soll. England ist ja selbst auf Ausfuhr angewiesen wie auf das tägliche Brot. Es wird natürlich bestrebt sein, diese Ausfuhr zunächst in seinem Empire unterzubringen. Die riesigen Bevölkerungsmassen Chinas spielen zwar in den Träumen der Amerikaner eine große Rolle, aber man kommt dabei schlecht um die Tatsache herum, daß erst Japan besiegt werden muß, ehe man die Verbindung mit Tschungking-China praktisch wieder aufnehmen kann. Und Europa? Europa will man ja den Bolschewisten überlassen. Zwar nicht gerade besonders gern, aber der Not gehorchend, weil man eben ohne die Bolschewisten den Krieg auf keinen Fall gewinnen kann.

Bei dieser hoffnungslosen Umschau nach zukünftigen Kunden sind nun die neunmal Gescheiten sozusagen auf das Ei des Columbus verfallen. Wenn man mit einem von den Bolschewisten beherrschten Europa schon keine Geschäfte mehr machen kann, warum soll man dann nicht mit den Bolschewisten selbst Geschäfte machen? Daraus erklärt sich jene Hochflut von Plänen, die der Welt weismachen will, daß nach dem Kriege die Sowjetunion zu einem riesigen Absatzmarkt für die Exportwünsche der Amerikaner werden würde. Daraus erklärt sich auch das Abkommen über Nachkriegslieferungen im Werte von rund 10 Mrd. Dollar für 10 Jahre, das angeblich Herr Roosevelt in Teheran schon in der Tasche gehabt haben soll. Aber wer vom Bolschewismus frißt, stirbt daran. Die Herren Amerikaner sollten sich doch nur einmal ansehen, was die Bolschewisten von ihnen haben wollen. Die Zeit, in der man amerikanischen Schund bei den Bolschewisten abladen konnte, ist längst vorüber. Eine raffinierte Werk- und Industriespionage sowie die bekannte Nichtachtung der Bolschewisten vor allen Patenten und Urheberrechten haben längst dazu geführt, daß die Bolschewisten sich einen hochentwickelten Industrieapparat geschaffen haben. Dessen Leistungsfähigkeit hat der Krieg bewiesen. Sie sind daher gewiß nicht abgeneigt, zum Wiederaufbau des Zerstörten die Hilfe der kapitalistischen Staaten anzunehmen, aber eben nur solange, als sie diese Hilfe brauchen. Sie wollen deswegen in erster Linie Werkzeugmaschinen, Industrieanlagen, Verkehrsmittel, Signalgeräte u. ä. haben, damit sie möglichst rasch ihre Industrie wieder auf einen neuen Produktionsstand bringen können. Dann aber werden sie mit genau der gleichen Rücksichtslosigkeit, mit der sie jetzt über die politischen Wünsche ihrer Bundesgenossen hinweggehen, auch über deren „Wirtschaftsinteressen" zur Tagesordnung übergehen. Sie werden dann nicht nur die amerikanischen Lieferungen stoppen, sondern sie werden ihrerseits der amerikanischen Ausfuhr übelste Schmutzkonkurrenz machen, wo immer es ihnen nützlich erscheint. Daß der amerikanische Arbeiter mit dem bolschewistischen Lohnsklaven konkurrieren kann, ist ausgeschlossen. Und so sind die amerikanischen Nachkriegspläne hinsichtlich eines Geschäftes mit Moskau nur als ein neuerliches Ausweichen vor der Notwendigkeit eine Neuordnung des amerikanischen Wirtschaftslebens anzusehen. Genau so wie die Kriegskonjunktur die Folgen dieser strukturellen Fehlkonstruktion der amerikanischen Wirtschaft nur verdeckt hat, genau so würde eine bolschewistische Exportkonjunktur nur für wenige Jahre die Arbeitslosigkeit in Amerika beseitigen. Nach ihrem Ende müßte diese erst recht ein ungeheures Ausmaß annehmen. Denn wo gibt es dann noch einen Absatzmarkt für die USA.-Industrie? Diese Massenarbeitslosigkeit aber würde der Bolschewismus zweifellos benutzen, um die bolschewistische Revolution in den USA. herbeizuführen und damit das Ziel seiner Weltrevolution zu verwirklichen. Das wäre der wirkliche Erfolg aller Nachkriegsgeschäfte mit Moskau, ob man nun in Amerika, England oder auch in Schweden und in der Schweiz mit diesem Gedanken liebäugelt.

Erfolgreiche neue Waffe der Kriegsmarine

Ein-Mann-Torpedos gegen die feindliche Nachschubflotte

PK. An der Invasionsfront, 18. Juli.

Die Nacht der „Neger" ist gekommen. Wir stehen an der Küste der Seine-Bucht. Es ist Abend. Draußen vor der Orne-Mündung liegt ein Wald von Schornsteinen, Gittermasten, Ladebäumen: die englische Nachschubflotte für die Divisionen im Landekopf westlich der Orne. Die „Neger" machen sich bereit zum Angriff.

Selbstverständlich sind es keine richtigen Neger. Es ist ein Deckname, den sie sich selbst gegeben haben. Hinter ihm verbergen sich die deutschen Ein-Mann-Torpedofahrer.

In den ersten Stunden des neuen Tages zerreißen furchtbare Detonationen die Nachtstille. Matrosen-Obergefreiter Gerhold war der erste, der von seinem Ein-Mann-Torpedo aus einen glücklichen Schuß auf den Feind feuerte. Sein Schuß vernichtete einen Kreuzer der „Aurora"-Klasse von 5270 Tonnen. Als er abtief fraßen hinter ihm die Torpedos seiner Kameraden Schiff um Schiff des Nachschubgeschwaders. Kreuzer, Zerstörer und Handelsschiffstonnage waren die Erfolge der ersten Nacht.

Dies war das Erscheinen der „Neger". Die deutschen Ein-Mann-Torpedos sind in kürzester Zeit unter den besonderen Bedingungen des Invasionsküstenkrieges improvisiert worden. Ihre Konstruktion ist denkbar einfach: ein Torpedo, in dessen Kopf ein Mann sitzt der ihn steuert, und der durch eine Glaskuppel aus dem Wasser herausschaut, trägt an seiner Unterseite einen zweiten Torpedo, der im geeigneten Augenblick abgeschossen werden kann. Die Wirkung dieser Waffe ist vernichtend. Sie ist besonders wirkungsvoll im Küstenkrieg.

Die vernichtende Niederlage, die der Gegner an Handelsschiffstonnage, wertvollsten Nachschubgütern und Kriegsschiffen in wenigen Wochen vor der Orne-Mündung einstecken mußte, beweist deutlich, wie glücklich die deutsche Seekriegführung bei der Improvisation dieses Kampfmittels gewesen ist. Kriegsberichter R. Kaufmann.

Der Führer hat auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine, Großadmiral Dönitz, dem Führer der in der Seinebucht eingesetzten Ein-Mann-Torpedos, Oberleutnant zur See Johann Krieg, und dem Matrosenobergefreiten Walther Gerhold für die mit einem Ein-Mann-Torpedo erzielte Versenkung eines feindlichen Kreuzers das Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen.

15 Menschen von den Bolschewisten in Häusern eingesperrt und verbrannt

DNB Helsinki, 16. Juli. Zu der Meldung von dem Ueberfall einer bolschewistischen Bande auf ein abgelegenes Dorf der Landgemeinde Sodankylä im nördlichen Lappland werden weitere Einzelheiten bekannt. Wie das finnische Nachrichtenbüro erfährt, wurde die aus wenigen Männern bestehende Wachmannschaft des Dorfes nach einstündigem erbittertem Feuerkampf übermannt. Dem größten Teil der Bewohner des Dorfes war es während des Kampfes gelungen, zu entfliehen. 27 Personen gelang es jedoch nicht, sich in Sicherheit zu bringen. Von ihnen ermordeten die Bolschewisten fünf Personen und verwundeten sieben weitere, von denen später zwei an den ihnen zugefügten Mißhandlungen starben. 15 Personen wurden in Gebäuden des Dorfes eingesperrt, die sodann in Brand gesetzt wurden. Diese Zivilpersonen erlitten in den Flammen einen qualvollen Tod. Die Verfolgung der Bande wird fortgesetzt.

Rundfunkansprache der Frau des finnischen Staatspräsidenten

DNB Helsinki, 17. Juli. Die Gattin des finnischen Staatspräsidenten Ryti brachte in einer Rundfunkansprache ihre unerschütterliche Siegesgewißheit zum Ausdruck und appellierte an das finnische Volk, das sich des Ernstes der Stunde bewußt sein müsse. Sie sagte u. a.: „Kein einziger Mann, keine einzige Frau und kein einziges Kind dürfen dem gegenwärtigen Kampf des Vaterlandes fernstehen, denn der Bolschewismus droht uns ins Verderben zu stürzen. Wir sind alle fest aneinander gebunden. Deshalb sollen wir unser privates Leben in Uebereinstimmung mit dem gesamten bringen. Der Wille zur Verteidigung soll das ganze Volk aneinanderketten. Wir wollen deshalb unsere Pflicht erfüllen. Jahrhunderte durch ist Gott Helfer unseres Volkes gewesen. Daran erinnern die zwölf Schläge der Domkirche in Turku. Die Domkirche in Turku ist das finnische Nationalheiligtum — ihre Glocken erschallen täglich im finnischen Rundfunk.

Schlacht größten Ausmaßes in der Normandie

Aus dem Führerhauptquartier, den 18. Juli

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

In der Normandie hat im Raum südwestlich Caen und nordöstlich St. Lo durch den Einsatz neuer Kräfte auf beiden Seiten die Abwehrschlacht größtes Ausmaß angenommen. Südwestlich Caen wurden alle feindlichen Großangriffe zum Stehen gebracht. Wo der Feind vorübergehend in unsere Stellungen eindringen konnte, wurde er in sofortigen Gegenstößen geworfen.

Besonders heftig waren die von stärkstem Artilleriefeuer unterstützten feindlichen Durchbruchsangriffe im Raum nordöstlich St Lo. Es gelang dem Feind dort erst nach schwersten Verlusten unsere Linien auf den Nordrand der Stadt zurückzudrücken.

Schlachtflieger unterstützten die Abwehrkämpfe des Heeres im Landekopf.

In der Nacht wurden feindliche Truppenansammlungen und Artilleriestellungen mit guter Wirkung angegriffen.

Im französischen Raum wurden wiederum 167 Terroristen und Banditen im Kampf niedergemacht.

Die im Wehrmachtsbericht verschiedentlich gemeldete Versenkung feindlicher Schiffe durch neuartige Kampfmittel der Kriegsmarine ist auf den Einsatz von Torpedos zurückzuführen, die durch einen Mann an den Feind gebracht werden. Bei diesem Einsatz hat sich der Matrosen-Obergefreite Walter Gerhold besonders ausgezeichnet.

Das Vergeltungsfeuer auf London dauert an.

Auch in Italien nahmen die Abwehrkämpfe an den bisherigen Brennpunkten immer mehr an Heftigkeit zu. Besonders südöstlich Livorno, nördlich und nordwestlich Volterra, im Raum beiderseits Arezzo und südlich Ancona führte der Feind zahlreiche Angriffe in denen er jedoch nur geringe Geländegewinn erzielen konnte.

Im Süden der Ostfront griffen die Sowjets östlich des oberen Bug weiter mit starken Kräften an. In Gegenstößen zerschlugen unsere Divisionen alle feindlichen Durchbruchsversuche.

Im Mittelabschnitt warfen unsere Truppen an mehreren Stellen die auf das Westufer des Njemen vorgedrungenen Bolschewisten über den Fluß zurück. Westlich Wilna, im Seengebiet südlich Dünaburg, nördlich der Düna, im Einbruchsraum von Oposchka sowie südlich Ostrow versuchten die Sowjets auch gestern unsere Front zu durchbrechen. Alle ihre Angriffe brachen jedoch blutig zusammen. Hierbei wurden allein im Abschnitt nördlich der Düna 62 feindliche Panzer abgeschossen.

Schlachtflieger vernichteten 37 feindliche Panzer und über 300 Fahrzeuge.

Marineartillerie-Leichter beschädigten auf dem Peipussee drei sowjetische Kanonenboote.

Bei den Kämpfen an der Ostfront haben sich im Süden die fränkisch-sudetendeutsche 88. Infanterie-Division unter Führung von Generalmajor Graf von Rittberg und im Norden die rheinisch-westfälische 329. Infanteriedivision unter Führung von Generalleutnant Mayer durch besondere Härte und Zähigkeit wiederholt ausgezeichnet.

In der Nacht wurden bei einem feindlichen Luftangriff auf Kirkenes 37 sowjetische Flugzeuge in Luftkämpfen abgeschossen und damit über ein Drittel der Angreifer vernichtet.

In der vergangenen Nacht warfen britische Flugzeuge Bomben auf Berlin.

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

Der Kampfgeist der Kriegsfreiwilligen

Dokumente vom Kampf der SS-Panzerdivision „Hitlerjugend"

NSK Unter uns sitzt der SS-Sturmmann Fritz Groß — einer von jenen jungen Kriegsfreiwilligen der Hitlerjugend, die in der SS-Panzerdivision „Hitlerjugend" an der Invasionsfront ihre Feuertaufe erhielten und sich im Kampf gegen kanadische Truppen hervorragend bewährten konnten. Diese soldatische Bewährung der jungen Kämpfer dem Reichsjugendführer zu melden, war der besondere Auftrag des 19jährigen Kriegsfreiwilligen G. Der gefallene Kommandeur der SS-Panzerdivision „Hitlerjugend", SS-Brigadeführer und Generalmajor der Waffen-SS Witt, Träger des Eichenlaubs zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, hatte noch unmittelbar vor seinem Heldentode einen Brief an den Reichsjugendführer über die ersten Einsätze der Division geschrieben, in dem der vorbildliche Geist und das soldatische Können der jungen Division zum Ausdruck kamen. Der SS-Brigadeführer Witt hat diesen Brief seinem Abgesandten, dem SS-Sturmmann, nicht mehr persönlich überreichen können, da er kurz vorher fiel. Dessen Nachfolger jedoch hat das Schreiben, das den Wert eines Vermächtnisses trägt, dem SS-Sturmmann mit der Botschaft übergeben, daß die SS-Panzerdivision „Hitlerjugend" das Vertrauen, das die deutsche Jugend und das deutsche Volk in sie gesetzt hat, voll und ganzgerechtfertigt, sie ihre Pflicht getan habe, tut und weiterhin tun wird.

Der Reichsjugendführer hat in diesen Tagen das Vermächtnis des besonders für die Hitlerjugend unvergeßlichen SS-Brigadeführers W. aus den Händen des jungen Sturmmannes empfangen. Für seine an einem Tage begangenen Taten bekam er das EK. 2, EK. 1 und zwei Panzervernichtungsabzeichen verliehen. Groß gab uns nun in einer schlichten und sachlichen Art Bericht übereinzelne Kampferlebnisse.

Er selbst ist Führer eines Panzervernichtungstrupps. Als solcher hat er in den ersten Tagen, als die Kompanie mit 15 „Sherman"-Panzern und zwei kanadischen Schützenkompanien angegriffen wurde, ohne jede Unterstützung zwei Panzer vernichtet. Einer dieser Panzer geriet in Flammen, den zweiten machte er unbrauchbar, so daß dessen Besatzung aussteigen mußte und seinem Feuer ausgesetzt war. Da er selbst unter Feuer genommen wurde, nahm er zunächst in einem Graben Deckung. Um an anderer Stelle den Beschuß wieder aufnehmen zu können, robbte Groß den Graben entlang. Als er eine Grabenecke genommen hatte, sah er, wie ein Kanadier, der offensichtlich der Besatzung des vorhin unschädlich gemachten Panzers angehörte, gleichfalls auf ihn zukommend, den Graben entlangkroch. Der Kanadier hatte unseren SS-Sturmmann zu gleicher Zeit gesehen, aber Groß brachte blitzschnell eine Maschinenpistole in Anschlag, und ehe der Kanadier zum Schuß kam, war dieser tödlich getroffen. Einen zweiten auftauchenden Kanadier konnte er nicht mehr unter Feuer nehmen, da ihm die Munition ausgegangen war. Er berichtet mit trockenem Humor, daß er diesen dann einfach gefangengenommen hatte. Auf unsere verblüffte Frage, wie er denn das gemacht hätte, gab er zur Antwort, daß er ihn mit „hands up" überrumpelt hätte.

Im krassen Gegensatz zu dem Feind, der nicht wisse, wofür und warum er kämpft, steht der Geist unserer Truppen, deren Haltung von dem weltanschaulichen Element bestimmt wird. Sie wissen, daß ihre Heimat von einem sadistischen Feind bedroht wird, der aus bloßer Eroberungswut und habgierigem jüdischem Schachergeist das deutsche Volk restlos vernichten will. Diese Erkenntnis und die sich daraus ergebende Haltung beseelen unsere Soldaten.

Der Sturmmann Groß sprach noch davon — und diese Schilderung verdient gerade an dieser Stelle eingefügt zu werden —, daß ein Zug der Kompanie, nachdem er dreißig Gefangene gemacht hatte, von der eigenen Truppe getrennt und eingeschlossen wurde. Zwei Tage lang hat sich diese kleine Kampfgruppe gegen einen von allen Seiten angreifenden Feind heldenmütig verteidigt, den Ring doch noch gesprengt und unter Mitnahme der dreißig Gefangenen die eigenen Linien wieder erreicht. Das mag einfachklingen — wer Soldat war, vermag im vollen Umfang zu ermessen, welche moralische Widerstandskraft zu einer solchen vorbildlichen Haltung notwendig ist und welche Entbehrung und Härte ertragen werden mußte, um ein solches Unternehmen durchführen zu können.

Das ist ein Beispiel unter zahllosen, so kämpft der deutsche Soldat; die jungen Kriegsfreiwilligen in der SS-Panzerdivision „Hitlerjugend" eifern in ihrem Geist dem der alten erprobten Soldaten nach. Mit welchem Erfolg, das haben sie schon bewiesen! Die Grundlage dafür wird den Jungen heute schon in der Hitlerjugend mitgegeben und gepflegt. Das kommt in der offensichtlichen Tatsache zum Ausdruck, daß die Zahl der Kriegsfreiwilligen der HJ. sich von Jahr zu Jahr steigert. Diese innere Bereitschaft der deutschen Jugend zum vernichtenden Kampf gegen unsere Feinde ist diesen die gefährlichste Waffe. Solange aber dieser Krieg noch nicht den deutschen Sieg bringt, solange wird der Strom der Kriegsfreiwilligen ständig wachsen.

Daß diese jungen Soldaten fanatische Nationalsozialisten und deshalb ebenso fanatische Kämpfer sind, hat der Feind schon zu spüren bekommen — und er wird es immer empfindlicher spüren. Ob im Heer, in der Waffen-SS, auf den U-Booten oder in der Luftwaffe: überall wird der gleiche soldatische Geist die Kriegsfreiwilligen der Hitlerjugend zu entscheidendem Kampf beseelen.

F.

Loyang, Chinas alte Kaiserstadt

Mit der Eroberung Loyangs haben die Japaner einen Erfolg errungen, den man in seiner Größe nur bei einer Würdigung der strategischen, verkehrstechnischen und wirtschaftlichen Bedeutung der Provinz Honan ermessen kann. Der Gelbe Fluß — der Hoangho — der zweitgrößte Strom Chinas, hat der Provinz den Namen gegeben, denn Honan heißt weiter nichts als „das Land südlich vom Fluß". Die Japaner sind von Osten her in Honan eingedrungen, haben die Ebene am Unterlauf des Gelben Flusses mit Einschluß der Hauptstadt Kaifeng schon seit Jahr und Tag in ihrem Besitz, aber der Westteil von Honan ist gebirgig und bot als natürliche Sperre den Tschungking-Chinesen ausgezeichnete Verteidigungsmöglichkeiten. Die gleichen geographischen Gegebenheiten, die bei den Kämpfen der letzten Zeit eine große Rolle spielten, haben der Provinz schon seit altersher eine besondere geschichtliche Stellung zugewiesen. Der Austritt des Gelben Flusses aus dem Gebirge in die fruchtbare Tiefebene und das Zusammentreffen der wichtigsten Straßen von Nordchina nach dem mittleren Becken des Jangtsekiang waren die Hauptursache dafür, daß Honan Jahrtausende lang im Mittelpunkt der chinesischen Macht stand.

Die wirtschaftliche Erschließung hat durch die Nord-Süd-Eisenbahn von Peking über Kaifeng nach Hankau und durch die Ost-West-Bahn von Haitschou am Gelben Meer über Kaifeng und Tschöngtschu nach Singan große Fortschritte gemacht. Bevor der chinesische Bürgerkrieg das Land zerrüttete, führte Honan riesige Mengen von Weizen, Mais, Reis, Hirse, Obst und Mohn aus, und im Süden der Provinz wurden reiche Lager von Eisenerz, Kohle, Kupfer und Steinsalz abgebaut. Den Japanern, die bei ihrem Vorrücken nach Westen die 1200 Kilometer lange Peking—Hankau-Bahn an den meisten Stellen überschritten hatten, fehlte in der südlichen Hälfte nur noch das rund 250 Kilometer lange Zwischenstück vom Gelben Fluß bis herunter nach Sinjang. Mit der neuen Offensive wurde beabsichtigt, die Tschungking-Chinesen auch von diesem Teil der Bahn zurückzudrücken und außerdem den westlich von Kaifeng liegenden Kreuzungspunkt der Nord-Süd- und der Ost-West-Bahn besser zu sichern als das bisher der Fall sein konnte. Beide Ziele wurden erreicht; einmal dadurch, daß sich die gleichzeitig von Tschöngtschu nach Süden und von Sinjang nach Norden in Marsch gesetzten Truppen auf dem halben Wege bei der Station Kioschan vereinigt haben, und zum andern durch den Vormarsch entlang der Querbahn in westlicher Richtung nach Loyang, dem Zentrum der alten Honan-Provinz. Loyang, das auf den meisten Karten als Honan-fu erscheint, war ein großes Militärlager der Tschungking-Chinesen; in der Nähe liegen bedeutende Munitions- und Waffenfabriken. Die Stadt selbst, die etwa 100.000 Einwohner hat, ist aus zwei Siedlungen zusammengewachsen. Rings um Loyang liegen die Ruinen vieler Burgen und Fürstengräber; das politische Zentrum der Provinz Honan aber hat sich im Laufe der letzten Jahrhunderte mehr nach Osten, nach Kaifeng, verlagert.

Die nach zwei Seiten verlaufenden japanischen Operationen haben zu einer Umflügelung des westlich der Peking—Hankau-Bahn und südlich der Haitschou—Singan-Bahn liegenden Berglandes von Funioschan und der vorgelagerten bis an den Gelben Fluß heranreichenden Hügelketten geführt. Die Säuberungsmaßnahmen in diesem schwierigen Gelände nehmen einen raschen Fortgang und nähern sich dem Gebiet des Sungschan, der mit seinen 2070 Metern einer der „fünf heiligen Berge Chinas" ist. In Tschungking wird der Fortgang der japanischen Offensive mit großer Sorge betrachtet. Das ergibt sich schon daraus, daß Tschiangkaischek seinen Botschafter in Washington beauftragt hat, auf das dringendste um amerikanische Hilfe zu bitten. Er wird, wie bisher, nur mit Vertröstungen auf eine spätere Zeit abgespeist werden, denn Tschungking-China ist, wie es die Kunminger Zeitung „Taluhsin Pao" formulierte, „nur ein Kügelchen auf dem Rechenbrett der USA".

Scharfschützen im Zweikampf

Der erste Schuß entscheidet — Einzelkämpfer besonderen Formats — Ein Bericht ihres Erlebens und ihrer Leistung

An der Ostfront ist ein ganz ausgeprägter Typ des Einzelkämpfers geschaffen worden: der Scharfschütze. Wir standen jetzt einer Reihe der erfolgreichsten dieser Männer, die kein besonderes Kampfabzeichen und keine besondere Uniform aus der Menge hervorheben, gegenüber. Handwerker und Bauernsöhne waren es zumeist, Angehörige aller deutschen Stämme. Mit Ostpreußen sprachen wir und mit Schwaben, mit Elsässern und Rheinländern, mit Märkern und Tirolern. Das Infanteriesturmabzeichen, das Eiserne Kreuz, die Nahkampfspange und in einzelnen Fällen auch das deutsche Kreuz in Gold blitzten an ihren grauen Uniformen. Nur schwer gingen die Männer aus sich heraus, denn es galt, von ihrem Einsatz und ihren Erlebnissen zu erzählen. Sie leben es nicht, große Reden darüber zu machen, und dennoch haben viele von ihnen neben der Liebe zur Waffe und der Beherrschung der Schießkunst einen besondern Grund, warum sie persönlich mit dem Sowjet abrechnen möchten.

Der stille Unteroffizier, mit dem wir sprachen, hatte im vorigen Weltkrieg seinen Vater an der Ostfront verloren, der Gefreite und der Feldwebel sahen in diesem Kriege ihre Brüder im Osten fallen. Aber das allein ist es nicht; sie konnten immer gut schießen, diese tapferen Soldaten. Und als sie eines Tages in den eigenen Reihen die Wirkung sowjetischer Scharfschützen verspürten, da juckte es ihnen in den Fingern, um diese Gegner auszulöschen.

Sie haben nur teilweise Scharfschützen-Lehrgänge mitgemacht, zum Teil auch selbst ohne Zielfernrohr allein mit ihrem gewöhnlichen Gewehr Meisterleistungen vollbracht, deren sich im Frieden jeder Schütze rühmen würde, während sie im Kriege kaum darüber sprachen. Sie sind vom Jagdfieber gepackt und dennoch kluge Soldaten, die wissen, wie sehr es darauf ankommt, den gerissenen Gegner mit Vorsicht und Klugheit, mit Naturverbundenheit und zäher Ausdauer zu schlagen. Vier Tage verwandte der junge schwäbische Obergefreite, der der erste Scharfschütze seines Bataillons war, darauf, lediglich seinen unbekannten Gegner zu beobachten. Stundenlang lag er auf der B-Stelle hinter dem Scherenfernrohr, ohne müde zu werden, saß er stundenlang in Baumwipfeln, aus den vordersten Gräben und mit den Meldegängern nahm er die feindliche Stellung genau in Augenschein. So prägte er sich sämtliche verdächtigen Stellen ein. Endlich war es dann so weit, daß er selber auf den Anstand ging und schon nach wenigen Stunden den gefährlichen Gegner erledigen konnte.

Wir sahen die Scharfschützen in ihren kleinen, gut gedeckten Erdlöchern, wo sie sich so vorzüglich getarnt hatten, daß wir fast auf sie hinaufgetreten wären. Wir beobachteten mit dem Glas den Waldrand und die Wiese und konnten beim besten Willen nichts Verdächtiges bemerken. Aber als dann ein Ausbilder pfiff, setzte sich plötzlich ein Birkenstamm in Bewegung, da kamen lebendige Wacholderbüsche auf uns zu, da hob sich vor unseren Augen der Boden, und die harmlose Natur verwandelte sich plötzlich in unerbittliche Kämpfer.

Einige Schritte oder auch etwas weiter von Scharfschützen entfernt, geht sein Beobachter in Stellung. Und weil vier Augen mehr sehen als zwei, überblickt er mit seinem Glase unablässig die feindliche Front. Wenige hundert Meter ist sie meist nur entfernt, und drüben sitzen vermutlich gleich gute Schützen wie bei uns. Darum ist äußerste Vorsicht geboten.

Die Stimme der Muschel

Von Walter Persich

Die Brüder liefen am Strand entlang, sie spielten Indianer. Klaus warf seinen Speer — einen federnden Weidenschaft nach Otto. Otto duckte sich, wollte dem Verfolger entwischen und stolperte über ein Distelbüschel. Bautz, lag er im Sand, lachend.

„Gelungen!" schrie Klaus begeistert, kniete sich auf den Rücken des Liegenden und blinzelte in die Sonne und über das gleichmäßig, in langen, grünen Wellen heranrollende Wasser hinaus.

Etwas Glattes streichelte Ottos Hand. Er umkrampfte es mit seinen Fingern, hob etwas den Kopf und warf mit einem Ruck den Bruder ab, der nun in den Sand kollierte.

„Sieh mal!" sagte er vergnügt. „Ich habe etwas gefunden! Schön, nicht?"

Klaus kroch heran und nahm aus der Hand des Bruders ein gelbes, braun gefleckte, seidenglattes Etwas.

„Eine Muschel! Famos!" Er hielt sie ans Ohr und lauschte entzückt. „Ich höre es!"

„Was hörst du?"

„Gott spricht in der Muschel. Gute Menschen, sagt Mutter, können ihn verstehen".

Ein Erschauern ging Otto durch die Seele. Er riß dem Bruder den Fund weg und hielt ihn selbst ans Ohr. Lange horchte er hinein. Es schien ihm, als flüstere es in der Höhlung, geheimnisvoll und lockend. Schnell schob er die Muschel in die Tasche.

Oft, wenn er allein war, holte Otto die Muschel wieder hervor, legte sie ans Ohr und lauschte. Und immer war das Rauschen darin, als sei der Gesang darin eingefangen — Gottes Atem.

*

In der Sommersonne liegt das Gut Haselhöft wie verlassen da, als Otto Brügg, von der Kleinbahnstation kommend, dort anlangt. Ein Knecht weist ihn zum Herrenhaus. Kühl ist es in der Diele. Licht flutet in ein rückwärtiges Zimmer — und dort, vor dem von Mullgardine umrahmten Fenster erblickte Otto Brügg ein über einen kleinen Tisch gebeugtes Mädchen. Es scheint zu lesen. Als sein Schritt auf den Fliesen hallt, erhebt es sich und kommt ihm entgegen.

„Herr Leutnant?" „Sie müssen entschuldigen, daß Sie nur mich antreffen. — Wir erwarteten Sie erst am Nachmittag. Alles ist ausgeflogen"

„Wunderbar — Stille und Frieden" antwortete Otto Brügg. „Hier werde ich mich erholen können".

„Dafür", versicherte das junge Mädchen, „wollen wir schon sorgen. Ich bin Aga Behrens. Darf ich Sie auf Ihr Zimmer führen?"

Eine Stunde später kommt der Knecht mit dem Gepäck, das er mit dem Wagen vom Bahnhof abholte. Otto Brügg beginnt mit dem Auspacken des Koffers. Er legte alles an seinen Platz, die Bücher kommen auf den Schreibtisch — und dann findet er ganz unten im Koffer die braungelb gefleckte Muschel. Sie hat ihn seither begleitet, sein Talisman. Ein Aberglaube, vielleicht, aber wo sie bei ihm war, fühlte er sich niemals allein. Er fand sie auch in seinem Feldgepäck, als er nach der schweren Verwundung wieder erwachte, und von diesem Augenblick wußte er, daß er durchkommen würde...

Otto Brügg kann der Versuchung nicht widerstehen. Er legt die Muschel ans Ohr und lauscht auf ihr leises Raunen — es klingt wie von ganz fern ein Meer, es ist wie der Atem Gottes, eingefangen in einer kleinen Höhlung.

„So versunken?" fragt plötzlich eine Stimme.

Der Gast hat überhört, daß die Tür ging. Aga steht vor ihm — sie wollte fragen, ob noch etwas fehle, und nun lächelt sie, und er sieht, wie offen ihr Gesicht ist. Es trägt eine herbe Schönheit.

„Verzeihen Sie!" sagt er leise. „Ich war zu einer Erinnerung zurückgekehrt", und er erzählt ihr die Geschichte der Muschel. Auch Aga nimmt sie ans Ohr und lauscht und lächelt.

„Das ist ein sehr schönes Märchen, Herr Leutnant. Ich werde es nicht wieder vergessen"!

Ich werde es nicht wieder vergessen — dieses Wort bleibt, und jedesmal, wenn Otto Brügg die auf dem Schreibtisch liegende Muschel betrachtet, glaubt er wieder den Klang dieser eigen schwingenden Stimme zu hören, der Stimme eines Mädchens, das von Tag zu Tag, wie er mit einer heimlichen und heiligen Freude beobachtet, mehr zur Frau erwacht.

Es geht allmählich besser mit dem Fuß. Otto Brügg dehnt seine Spaziergänge bis zu dem Wäldchen aus. Dort liegt er gern auf einer Lichtung und starrt den segelden Wolken, den summenden Insekten nach und träumt sich tief hinein in den Frieden des Augenblicks. Wenn er ganz genau lauscht, hört er in den Baumwipfeln und in der Stille der Welt wieder das Rauschen, das gleiche Rauschen, das eingefangen ist in die Muschel.

Einmal träumt er wieder — da hört er seinen Namen rufen, ganz deutlich, Agas Stimme ruft ihn. Er geht ihr entgegen. Sie treffen sich auf dem Wege zwischen den Birken, schon von weitem sieht er sie einen Brief schwenken.

„Ein Eilbrief ist gekommen!"

Er nimmt ihn an, dankt, betrachtet den Absender — und schiebt ihn in die Tasche.

„Nichts Wichtiges?" fragt Aga.

„Ich muß morgen abreisen. Ich weiß es, ohne den Inhalt zu lesen".

Aga antwortet nicht. Sie senkt den Blick, und ihr Nacken ist plötzlich von einem verräterischen Rot übergossen. Ganz kleine zarte Flaumenhaare stehen auf der leicht gebräunten Haut. Otto Brügg ist sich seines Tuns nicht bewußt — er beugt sich wieder und haucht einen Kuß darauf. Da wendet sich das Mädchen zu ihm, sie sehen sich eine Minute regungslos, wie erschüttert von ihrem Anblick, in die Augen — und dann nimmt er Aga in die Arme und preßt sie an sich. So stehen sie — der Wind rastet in diesem Augenblick, jedes Wispern des Laubes stirbt. Und nun hören die beiden Menschen in ihrer Umarmung das Blut des anderen, eingeheimnisvolles, lockendes Rauschen, das sie erschauern macht.

„Die Stimme der Muschel!" flüstert Aga. „Sie ist überall!"

„Gottes Atem"! sagt Otto Brügg und küßt Agas lächelnden Mund.

Auf der Düne.

Grau und weiße Wolken ziehen
unruhvoll am Himmelsrand.
Ihre dunklen Schatten wandern
über gelben Dünensand.

Salzig weht es her vom Meere,
herbe schmeckt die würzige Luft.
Zögernd steh ich noch und sinne —
doch die weiße Brandung ruft!

Ja, ich komme! Und ich eile,
laufe, stürze, nackt und frei,
jubelnd in die Wellen — um mich
Sonne, Wind und Möwenschrei.

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

und der erste Schuß muß bereits den Gegner erledigt haben. Um seine Stellungen zu erkunden, werden die raffiniertesten Kriegslisten angewandt. Da wird als einfachstes Mittel der Stahlhelm mit einem ausgestopften Kopf darunter aus der Deckung empor gehalten, und wenn der Gegner die List nicht bemerkt, verrät sein Schuß schon die Stellung. Selbst ganze Figuren stopfen unsere Scharfschützen aus, die sie an leichtem Feldkabel über den Boden ziehen, um auch dadurch den Feind zu täuschen. Wie die Marionettenspieler ziehen sie an Fäden und Kabeln, um die Scheinstellungen mit Leben zu erfüllen; der Gegner aber, der auf diese Täuschung hereinfällt und sich zum Schuß aus der Deckung begibt, wird seinen Irrtum mit dem Leben bezahlen.

Aber nicht immer verläuft der Kampf so scheinbar romantisch; wenn sich zwei Gegner erkannt haben, dann geht es ums Leben, dann können nur äußerste Konzentration aller Sinne und kalte Berechnung den Scharfschützen zum Sieger machen. Ein junger Oberleutnant, das Deutsche Kreuz in Gold auf der Feldbluse, berichtete von einem solchen Duell: „Plötzlich merkte ich, daß ich einen sowjetischen Scharfschützen vor mir hatte. Haarscharf pfiffen die Kugeln an mir vorbei, und nur der kleinen Deckung hatte ich es zu verdanken, wen ich nicht getroffen wurde. Aber auch ich konnte dem Gegner nicht beikommen. Er mochte hundert Meter von mir entfernt liegen und schoß mit unerhörter Gleichmäßigkeit. Eine unbedachte Bewegung schon konnte mein Ende bedeuten. Es mußte etwas geschehen. Als daher der Gegner eine kleine Feuerpause machte, um nachzuladen, sprang ich auf, alles auf diese eine Karte setzend. Stehend freihändig, ohne Zielfernrohr, allein über Kimme und Korn visierend, drückte ich ab... und siegte. Der Feind rührte sich nicht mehr. Als ich einige Stunden später Gelegenheit hatte, selbst an die Stelle heranzugehen, fand ich einen sowjetischen Oberleutnant. Meine Kugel hatte ihn im Schulterblatt getroffen und war am Koppel wieder herausgetreten. Er war sofort tot."

So wissen sie alle von harten Kämpfen zu berichten, und die Verwundetenabzeichen, die sie tragen, sind der Beweis dafür, daß diese Männer nicht an die Schonung der eigenen Gesundheit denken. Sie sind wahrhaft begeistert von ihrer Aufgabe. Sie wissen, daß sie durch ihre wohlgezielten Schüsse ihre eigenen Kameraden entlasten. Denn jeder Melder, jeder Scharfschütze, jeder Offizier, jeder vorgeschobene Beobachter des Feindes, den ihre Kugel auslöscht, bedeutet eine oft entscheidende Schwächung des Gegners.

In ihrer Freizeit pflegen die Männer mit liebevoller Ausdauer ihre Waffe. Daneben sind sie unermüdlich bedacht, neue Möglichkeiten der Tarnung zu erproben. Aus einfachsten Mitteln haben sie sich Schirme und Netze angefertigt. Die Scharfschützenlehrgänge in der Heimat, die jetzt in verstärktem Maße durchgeführt werden, vermitteln den Soldaten unter fachkundiger Leitung neben der Schießausbildung gerade die Geheimnisse und Möglichkeiten der Geländekunde.

Aber neben all den soldatischen Tugenden und Jägereigenschaften, die wir oben aufzeichneten und die bis zu einem gewissen Grade Voraussetzung für jeden Grenadier und Infanteristen sind, ist es wichtig, daß der Soldat von morgen bereits heute die Waffe in die Hand nimmt, sich mit ihr vertraut macht und an ihr emporwächst. Im Rahmen der vormilitärischen Ausbildung der deutschen Jugend, in den Reihen der SS. und ihrer Wehrmannschaften, und im Deutschen Schützenverband wird das Schießen gepflegt und gefördert.

In einer großen Zeit, in der namenlose Männer durch ihre Kriegstaten zu Helden des Volkes werden, begeistert sich gerade die Jugend an Vorbild und Leistung der Tapfersten des Volkes. Zu ihnen aber gehören die Scharfschützen der deutschen Infanterie, die Männer mit der ruhigen Hand und dem scharfen Blick, als Einzelkämpfer des namenlosen grauen Heeres, als ständige Wächter an Deutschlands Grenzen. K. G. M.

Der „Garten" Europas

V. A. Dem Reisenden, der über die niederländische Grenze kommt, fällt — heute wie vor dem Kriege — die verschwenderische Fülle von Blumen in allen Gattungen und Farben auf, die auf den Bahnhöfen und Wägelchen herangerollt und zu billigen Preisen angeboten werden. Auch in den Straßen der Städte stößt man ununterbrochen auf Blumenverkäufer, die ihre duftende Ware in Körben oder Wagen verlockend zur Schau stellen und zuweilen auch mit lauten Rufen anpreisen. Dem Niederländer sind Blumen seit Jahrhunderten etwas Selbstverständliches, sie gehören in das Straßenbild, in die Wohnung, in den Vorgarten eines jeden. Es gibt wohl kaum eine holländische Familie, die nicht im Vorfrühling ihre Hyazinthenzwiebeln in Gläsern auf ihren Fensterbrettern stehen hätte, deren erstes Grün in jedem Jahre mit neuer Freude begrüßt wird.

Seit etwa 300 Jahren wird in den Niederlanden die Blumenzucht, speziell die der Tulpen, im großen Stil betrieben. Holländische Tulpenzwiebeln wanderten vor dem Kriege als Exportartikel durch die ganze Welt, und ihr Verkauf machte einen Teil des holländischen Wohlstandes aus. Die ausgedehnten Tulpenfelder, an denen man vornehmlich in der Gegend zwischen Haarlem und Leyden stundenlang entlanggehen kann, bieten ein farbenprächtiges Bild. Sie wirken wie mächtige Farbflecke in dem Bild der grünen holländischen Landschaft. Die ganze Pracht wird dann, wenn sie voll erblüht sind, bergeweise auf große Kähne geladen, die mit ihrer leuchtenden Fracht auf dem Wasser dahinziehen und sie an verschiedenen Orten abladen. Alle Formen und Farben kommen vor.

Die Tulpe, die uns heute als typisch holländisches Produkt erscheint, und zum Landschaftsbild gehört wie die Wiesen mit weidenden Kühen, die Schafherden und die Windmühlen, ist ursprünglich kein Kind des Nordens. Sie wurde im 16. Jahrhundert von dem flämischen Gesandten in Konstantinopel aus Turkestan, ihrer Heimat, mitgebracht. Er hatte ihr den Namen „Turbanlilie" oder „Tulipant" gegeben, woraus allmählich die heutige Bezeichnung entstand. Die Blumenzucht entwickelte sich in kurzer Zeit aus der Liebhaberei einzelner zur umfangreichen Erwerbsquelle vieler, besonders nachdem es sich herausgestellt hatte, daß man durch Kreuzen der einzelnen Sorten die wunderbarsten Spielarten hervorzaubern konnte. Anfang des 17. Jahrhunderts kannte man bereits 140 verschiedene Arten, und es kamen immer neue hinzu. Von da ab setzte der Export von frischen Blumen und Zwiebeln ein, der sich bald zu einer ungeahnten Höhe entwickelte und eine Zeitlang zu wilden Spekulationen führte. Man sagt, daß im 18. Jahrhundert der französische Hof, der die Tulpe zur Modeblume erhob, jedes Exemplar mit Gold aufwog. Im 19. und 20. Jahrhundert wuchs sich die Tulpenzucht immer mehr aus, ganz Europa und auch die Ueberseeländer wurden mit holländischen Tulpenzwiebeln beliefert. Durch die kriegsbedingten Verhältnisse ist der Export selbstverständlich zurückgegangen, denn auch in den Niederlanden ist ein großer Teil der Blumenfelder in Gemüseanbaugebiete umgewandelt worden, außerdem fehlt es natürlich an Absatzmärkten. Aber nach Beendigung des Krieges wird der holländische Tulpenzüchter wieder zu seiner gewohnten Arbeit zurückkehren, und seine Erzeugnisse werden wie vordem in alle Welt geschickt werden.

Irgendwo an der niederländischen Küste

Dem Zollgrenzschutz gelang ein großer Fang

Für die meisten von uns erschöpft sich wohl der Begriff „Zollgrenzschutz" mit dem Bild des Zollbeamten, der beim Passieren eines Grenzbahnhofs nach zollpflichtiger Ware und Devisen fragt. Wer weiß schon von den vielen tausend Zollgrenzschutzmännern, die durch ihren Einsatz an der „grünen" Grenze oder an den weiten Sicherungslinien in den besetzten Gebieten Tag und Nacht, bei jedem Wetter und in jedem Gelände für die Sicherheit der Grenzen bürgen! Von ihrer wichtigen Tätigkeit erzählt der nachfolgende Tatsachenbericht.

Irgendwo an der niederländischen Küste. Der Sturm entreißt den anrollenden Wellen die weißen Schaumkronen und bläst den Gischt bis her zu uns auf die Düne. Unsere Gläser suchen die Uferlinie ab. Schon oft sind an solchen Tagen vom Sturm losgerissene Minen angeschwemmt worden. Die müssen wir sofort melden, damit sie unschädlich gemacht werden können. Vorgestern erst trieb so ein Ding auf die Brücke von Y zu. Sie wurde von einem Kameraden, dem Zollassistenten K., rechtzeitig entdeckt. Wahrscheinlich hätte sie die Brücke zerstört und die Häuser am Strand beschädigt. Kurz entschlossen beschoß er sie deshalb mit dem Karabiner und tatsächlich, es gelang ihm, sie in noch ungefährlicher Entfernung zur Explosion zu bringen. — Doch heute bleiben See und Strand leer, nur hinten am Horizont stehen ein paar Rauchfahnen. Unsere Vorpostenboote sind auf der Wacht.

Na, dann können wir ja mal ins Hintergelände gehen und sehen, ob auch da alles in Ordnung ist. 300 Meter hinter den Dünen beginnt der Wald. Die Stämme ächzen und knarren unter dem Druck des Windes. Aber still mal — war da nicht eben Motorengeräusch? Ja, da ist es wieder. Wir sehen uns beide erstaunt an. Es geht doch gar keine Fahrstraße durch den Wald, da gibt's bloß sandige Nebenwege und Schneisen. Also los, auf das Geräusch zu. Grenzer müssen neugierig sein!

„Hände hoch!"

Fünf Minuten später sehen wir aus guter Deckung heraus einen Möbelwagen auf einer kleinen Lichtung stehen, der sich festgefahren hat. Der Schlepper davor bemüht sich, ihn wieder freizubekommen, acht Männer helfen dabei. Wir schleichen — vorsichtig, vorsichtig — noch näher heran und beobachten eine halbe Stunde lang. Was tut der Möbelwagen hier im Wald und was wird damit transportiert? Nun, das werden wir gleich erfahren. Die Karabiner entsichert, springen wir auf die Lichtung: „Halt — Grenzbeamte! Hände hoch!"

Die Männer erstarren, Schreck in den Gesichtern. Der Motor tackert im Leerlauf weiter. Nur eine Sekunde lang, dann kommt Leben in die Gruppe; nach allen Seiten wollen die Burschen auseinanderspritzen. Unsere Schüsse bringen sie zur Vernunft, sie bleiben stehen, heben die Hände. Aber zwei von ihnen sind uns doch durch die Lappen gegangen, hinter dem Wagen in den Büschen verschwunden. Wir können sie nicht gleich verfolgen, müssen erst die anderen auf Waffen durchsuchen. Dann werden die Festgenommenen von Franz, meinem Kameraden, auf die Aufsichtsstelle gebracht. Wir verwarnen sie: beim geringsten Fluchtversuch wird geschossen! Im Gänsemarsch ziehen sie los. Franz wird sofort Verstärkung zum Absuchen des Waldes schicken. Ich bleibe hier und bewache die Fahrzeuge, suche dabei auch die nächste Umgebung ab. Das hat Erfolg, denn hinter einem Baum finde ich einen Lederkoffer.

Im Bauch des Möbelwagens: ein Motorboot

Unterdessen erscheint der von der Aufsichtsstelle verständigte Bezirkszollkommissar, mit dem wir nun endlich den Inhalt des Möbelwagens feststellen können. Wir finden darin ein 7 Meter langes Boot mit zwei Außenbordmotoren, zur Flucht nach England vollständig ausgerüstet, mehrere Koffer mit Oelzeug, Proviant, Medikamenten, Seekarten der englischen Küste usw., sowie ein sorgfältig in Wachstuch eingenähtes Päckchen, das offensichtlich besonders wichtige Papiere enthält.

Die Kameraden entdecken in der Zwischenzeit beim Absuchen des Waldes in einiger Entfernung einen verschlossenen Wohnwagen, gut getarnt in dichtem Gebüsch stehen. Sie verschaffen sich Eingang und finden auf dem Tisch die Reste einer Mahlzeit, die erst vor kurzem von mehreren Personen eingenommen worden war. In der Matratze eines der drei Betten ist eine Aktentasche versteckt, die neben vielen Briefen nach dem feindlichen Ausland einen Geheimcode und einen Personalausweis enthält. Das Lichtbild darin zeigt einen der Festgenommenen, der aber Papiere mit anderem Namen bei sich trug.

Mißglückte Spionenpläne

Bei der geschickt geführten Vernehmung der Männer und nach der Sichtung des Gepäcks stellt sich heraus, daß uns ein großer Fang gelungen ist. Zwei der festgenommenen Holländer werden schon seit zwei Monaten von deutschen Behörden gesucht. Sie geben zu, daß sie mit dem Boot nach England fliehen wollten. Das Notizbuch des einen enthält eine genaue Skizze des Geländes, in dem das Boot versteckt werden sollte, bis sich ein günstiger Moment zur Abfahrt bot. Die anderen Männer sind eingeweihte Mittäter, die beim Transport des Bootes helfen sollten. Der wichtigste Fund ist jedoch das in Wachstuch eingenähte Päckchen. Es enthält Material, das von den Festgenommenen in monatelangen Beobachtungen zusammengetragen wurde und der Feindseite wichtige Aufschlüsse hätte geben können. Unter den Briefen ist einer an die Emigrantenkönigin Wilhelmina gerichtet.

Unsere Freude über diesen wichtigen Fang ist riesengroß. Seit ein paar Tagen tragen wir nun das Kriegsverdienstkreuz, das uns dafür verliehen wurde. Können wir vom Zollgrenzschutz hier an der Küste auch nicht Schulter an Schulter mit der Wehrmacht den Feind bekämpfen, wie es unsere im Osten eingesetzten Kameraden tun, so haben wir doch wieder gezeigt, wie wichtig auch unser Dienst ist. Und das befriedigt uns.

KEINE NACHRICHT

Roman von Karl Rutzheimer

VON HANNES FRAMM

URHEBERRECHTSSCHUTZ DURCH VERLAG OSKAR MEISTER, WERDAU i. SACHS.

(9. Fortsetzung)

„Ja, das schon. Ich bin natürlich über den Palästinakrieg auch unterrichtet. Trosse und Batterien sind allerdings oft ganz liegengeblieben. Nun wird ja der Kriegsschatz nicht gerade beim Troß —"

„— einer Kampfgruppe mitgefahren sein, sondern beim Stab der Heeresgruppe —"

„Und der hat sich seit dem Fall Jerusalems, wo er beinahe gekitscht worden wäre, vernünftiger verhalten und rechtzeitig zurückgezogen. Aber wer weiß, welche Verwicklungen sich damals ergaben. Es soll sein, wie's will: abgesandt wurde das Gold. Ich habe mich einmal dienstlich danach erkundigt. Es kam von der Münchener Münze, die hat es mir bestätigt. Vierzig Millionen Mark waren es ursprünglich. Und hinterher hat man nichts mehr davon gehört. Die Eingeweihten kamen vielleicht nicht mit dem Leben davon. Na, sollten Sie was finden, ich heb's Ihnen im Kassenschrank auf bis zu Ihrer Rückreise!"

„Danke, danke", sagte Framm gerührt, „aber ich bin Journalist, kein Goldgräber. Der Zeitungsbericht auf der Hand ist mir lieber als das Gold auf dem Dach."

Sie fuhren durch das Hebron-Tor in die Stadt ein. Die Fahrt auf dem holprigen Pflaster, durch die schmalen, von Fahrzeugen, Fußgängern, Tieren überfüllten Straßen nahmen die Aufmerksamkeit des Konsuls voll in Anspruch, das Gespräch verstummte.

An einer Straßenkreuzung der alten Araberviertel bremste der Konsul den Wagen ab. „Hier komme ich nun nicht mehr durch", sagte er. „Das heißt, es ist nicht eben ein Vergnügen, mit den Leuten herumzustreiten. Ihr Auda wohnt in einer Seitengasse. Gehen Sie die paar Schritte zu Fuß, ja?"

Er rief einen kleinen braunäugigen Araberbengel herbei. „Weißt du, wo Auda el Dheilans Haus ist? Führe den Sahib hin! Auf Wiedersehen, Herr Framm!"

Framm folgte dem braunäugigen Jungen, der unternehmungslustig und erfreut über den unverhofften Gelegenheitsverdienst voranstiefelte. Durch schmale Gassen mit Kopfsteinpflaster ging es, unter Torbogen und Gewölben hindurch, leicht bergauf, dann hielt der kleine Führer vor einem hochummauerten Anwesen. Nur wenige schmale Fensterschlitze blickten aus den schweren alten Mauern nach außen. Der Junge pochte mit dem Turklopfer an die schwere Pforte. Aus einem Seitenfenster blickte ein faltiges braunes Gesicht, über das ein Schein des Verständnisses ging: „Ai, Sidi Framm?"

Der Junge nahm seine Kupfermünzen in Empfang und trabte davon. Framm sah sich durch das Tor eingelassen und mit einer tiefen Verbeugung des arabischen Dieners begrüßt.

Man schritt durch eine gewölbte Toreinfahrt in Audas Haus. Ein kleiner viereckiger Gartenhof mit Maulbeerbäumen und niedrigen Fächerpalmen nahmen den Gast auf, und dann sah man: so altehrwürdig sich das Haus nach außen, nach der Straße hin gab, so überraschend modern, neu gebaut oder wenigstens umgebaut war es im Innern. Rechts und links umsäumten den Innenhof einstöckige Dienerwohnungen und Unterstellräume. An der Rückseite erstreckte sich, in moderner Bautechnik errichtet, ein blendend weißes villenartiges Gebäude — in den großen Linien der Tür- und Fensterrundungen, in den Verhältnissen zwischen leichten Säulen und waagerechten Mauerstreifen ganz morgenländisch gebildet, dabei aber so einfach, so vornehm-schlicht stilisiert, daß der Entwurf jedem modernen Architekten des Abendlandes Ehre gemacht hätte. Über dem Erdgeschoß, dessen ganze Front aus großen Zwiebelbogen gebildet war, erhob sich ein weiteres Stockwerk mit kleineren Fenstern, die mit ihrem feinen Steingitterwerk zugleich die Sonne abhielten und ihren arabischen Charakter betonten. Vier einfache waagerechte Linien teilten die Mauerfläche zwischen Unter- und Obergeschoß, und ein Streifen zarter maurischer Ornamente in Blau und Gold zog sich mitten durch. Es war echtes Blattgold.

Framm hatte ähnliche moderne Abwandlungen des morgenländischen Baustils schon öfter gesehen — im Regierungsviertel in Casablanca, auf der Kolonialausstellung in Paris. Es waren öffentliche Bauten, Konstruktionen staatlicher Architekten gewesen. Noch nie war ihm die Verbindung zwischen Altem und Neuem so erlesen, persönlich erschienen. Es mußte ein außergewöhnlicher Mensch sein, der dieses Haus bewohnte.

Im dunklen Türbogen des Wohnhauses stand eine weiße Gestalt und weidete sich an der Überraschung des Ankömmlings. Framm erblickte den Mann und wußte sofort: dies war der Hausherr.

Auda el Dheilan wirkte schlank wie eine Säule in seinem langen weißseidenen Burnus.

Eine scharlachrote Schnur um das Kopftuch betonte nach Art der freien Wüstenaraber die vornehme Abstammung. Aus einem ovalen Gesicht blickten samtbraune Augen. Die Hände hielt Auda vor sich gekreuzt.

Framm schwankte sekundenlang, in welcher Sprache er den Herrn des Hauses anreden solle, da grüßte dieser leise auf arabisch. „Friede sei mit dir." Framm antwortete mit denselben Worten und ging hinter Auda her in ein Empfangszimmer. Es war sowohl mit Sitzpolstern wie mit niedrigen Stühlen ausgestattet, für morgenländische wie für abendländische Bedürfnisse berechnet. Auda wies Framm mit stummer Handbewegung einen geflochtenen Sessel an und wartete höflich, bis sein Gast Platz genommen hatte. Dann setzte er sich selbst und fragte in englischer Sprache:

„Sind Sie gut hergekommen?"

„Man zeigte mir den Weg. Schön haben Sie es hier, in Ihrem weißen Haus. Ich habe so etwas Prächtiges bei Mauren und Arabern noch nie gesehen."

„Mein Haus ist schön — es ist das Ihre, da Professor Waldburg Sie zu mir sendet. Sind Sie auch Professor oder Privatgelehrter?"

„Ich habe bei Waldburg im Orientalischen Seminar studiert — aber ich bin Reporter, Journalist."

„Ach", — ein leises Bedauern klang aus dem Munde des Arabers. „Ich dachte, weil Professor Waldburg Sie schickt, Sie würden sich vielleicht für meine Bibliothek interessieren. Aber politische Gespräche oder Reportagematerial dürfen Sie bei mir nicht erwarten."

„Das ist durchaus nicht meine Absicht. Ich komme wegen Ihrer alten Handschriften. Natürlich möchte ich mich nicht nur als Orientalist daran erfreuen, sondern auch in meiner Zeitung darüber schreiben."

„Über Handschriften?"

„Über kostbare Handschriften und über die Schicksale, die daraus sprechen. Glauben Sie nicht, daß das meine Leser in Europa interessiert?"

Der Araber sah sich zu einer Erklärung genötigt. „Ich hatte schon einmal Besuch von einem Zeitungsmann. Ich zeigte ihm mein Haus und meine Herden in Transjordanien. Er schrieb dann Geschichten von Löwenjagden und Wüstenräubern — Dinge, die er nie gesehen hat oder die es gar nicht mehr gibt."

„Das war ein amerikanischer Reporter!" rief Framm aus.

„Gott weiß es: es war ein Amerikaner", lächelte der Araber. „Und er hatte nicht arabisch studiert, um uns zu besuchen."

„Dafür sprechen Sie ja um so besser Englisch!"

„Ja, ich habe die englische Schule besucht. Ich war zweimal in London — und konnte Englisch. Jener Reporter aber kam nach Arabien — ohne Arabisch. Doch lassen Sie uns den Tee nehmen."

Der Hausherr rührte mit leichter Hand den Klöppel des Messinggongs, der mit seiner schwarz-roten Grazie im dünnen Sonnenstrahl funkelnd neben der Tür hing. Der klangvolle ihmzigende Klang rief einen Diener herbei, der mit den Befehlen seines Herrn wieder enteilte.

(Fortsetzung folgt.)

LANDKREIS CALW Kreisarchiv Calw

Keine Angst vor Nachkrankheiten!

Von Dr. med. Georg Kaufmann

Viele Krankheiten sind gar nicht so plötzlich über uns hereingebrochen, wie wir glauben. Sie haben auch meistens weder Ueberarbeitung noch Erkältung, weder Diätfehler noch ungesunde Luft als Ursache, sondern sie sind Folgeerscheinungen anderer Betriebsstörungen in unserem Körper, denen wir vorher wenig Bedeutung beigelegt haben. Ganze Gruppen von Krankheiten könnte man geradezu als typische „Nachkrankheiten" bezeichnen, und diese Bezeichnung paßt vor allem auf die sogenannten Herzkrankheiten. Es ist also gar nicht so sinnlos, wie es manchem Patienten erscheint, wenn der Arzt nach Abklopfung und Abhorchung des Herzens nach allerhand Kinderkrankheiten, nach Mandelentzündung und kranken Zähnen fragt. Die meisten Herzfehler (Herzklappenentzündung, Herzmuskelerkrankungen) sind erst im Anschluß an akute Infektionskrankheiten wie Scharlach, Diphtherie oder Mandelentzündung aufgetreten. Man muß sich den Vorgang so vorstellen: jede Infektionskrankheit hat einen örtlichen Krankheitsherd und eine Allgemeinwirkung. Entzündungsherde in den Gaumenmandeln rufen nicht nur eine schmerzhafte Schwellung und Eiterbildung an Ort und Stelle hervor, sondern es werden von den Bazillen auch giftige Stoffe ausgeschieden, die in den Kreislauf oder die Lymphbahnen, manchmal auch in die Nervenbahnen dringen und von hier aus Giftwirkungen erzeugen. Dringen z. B. Starrkrampf (Tetanus)-bazillen bei einer Verletzung oder Verwundung in die Wunde, so rufen sie an Ort und Stelle gar keine auffälligen Krankheitsveränderungen hervor, aber sie nisten sich ein, wachsen weiter und scheiden Giftstoffe ab, die durch die Nervenbahnen in das Zentralnervensystem eindringen und hier Krämpfe auslösen.

Der Diphtheriebazillus dagegen ruft zunächst eine starke örtliche Schwellung mit hohem Fieber und Atmungsbehinderung hervor. Ist diese Schwellung wieder zurückgegangen, so erholt sich der Kranke, aber die Giftstoffe der Bazillen können in die Nervenzentren eingedrungen sein und Lähmungen hervorrufen, oder sie haben das Herz erreicht und hier eine Entzündung erzeugt.

Nun ist es aber nicht so, daß jede Diphtherie, jede Mandelentzündung oder Hautverletzung solche Nachkrankheiten hervorruft. Meistens heilt alles glatt und gut aus, und es bleibt gar nichts zurück. Trotzdem muß man mit der Möglichkeit solcher Nachkrankheiten rechnen, und die Aerzte sind in diesem Punkt sehr vorsichtig und verbannen die Kranken noch ins Bett, obwohl die sich schon wieder voll leistungsfähig fühlen. Wir sagten schon, daß fast alle Herzkrankheiten sekundär sind, also Nachkrankheiten darstellen. Das gilt auch von den Nierenkrankheiten und von den meisten Leber- und Gallenleiden. Daher die Notwendigkeit der Vorbeugung und Beobachtung auch noch Ablauf einer, wenn auch kurz dauernden Erkrankung. So sollte nach jeder Mandelentzündung der Urin untersucht werden, um festzustellen, ob etwas Eiweiß ausgeschieden wird. Der Genesende nach Scharlach bedarf längerer Zeit der Schonung, denn seine Kreislauforgane könnten bedroht sein.

Eine gerade wegen der vielen Nachkrankheiten besonders gefährliche Infektionskrankheit ist die Syphilis. Sie macht als solche oft nur geringe Erscheinungen, läßt sich aber durch Blutuntersuchung leicht und sicher nachweisen und sehr erfolgreich behandeln. Ist der Arzt also irgendwie im Zweifel über den Charakter einer Krankheit, die er als Nachkrankheit ansieht, so nimmt er eine Blutuntersuchung vor, denn er weiß, daß etwa die Hälfte aller Herz- und Gefäßkrankheiten auf dieses Leiden zurückzuführen ist. Ist das Blut einwandfrei, so wird die Blutprobe nach einiger Zeit nochmals vorgenommen, wenn das klinische Bild verdächtig ist, und unter Umständen muß auch das Hirnwasser untersucht werden. Ist die Blutuntersuchung positiv, so ist der Kranke vielleicht sehr bedrückt, der Arzt aber durchaus zuversichtlich, denn nun hat er einen starken Hebel in der Hand, mit dem er die Grundkrankheit rasch und sicher heilen kann und dadurch auch die Nachkrankheit.

Wenn hier die Herzkrankheiten als Beispiel für Nachkrankheiten angeführt wurden, so wird wohl darauf hingewiesen werden, daß es ja auch angeborene Herzfehler gäbe, daß man sich durch Ueberanstrengung eine Herzerweiterung zuziehen könne und daß im Alter auch Herzleiden vorkommen ohne Vorkrankheiten. Das ist zwar richtig, aber angeborene Herzfehler sind selten, Ueberanstrengung des Herzens führt nur im Wachstumsalter und bei bereits geschädigtem Herzen zur Krankheit, und die Altersveränderungen des Herzens sind eine Teilerscheinung und eine Folge der allgemeinen Abnützung im Alter.

Für den Kranken selbst ist es aber wichtig zu wissen, daß sehr viele Leiden eben Nachkrankheiten sind. Wenn er das versteht, wird er auch manche ärztliche Maßnahme oder Frage begreifen und sich nicht damit begnügen, seine Krankheit auf irgendeine kurz vorher bemerkbare Erkältung, Berufsschädigung, Ernährungsstörung oder Aerger zurückzuführen.

Wer entdeckte den Phosphor?

Vor zweihundertfünfundsiebzig Jahren, 1669, wurde durch den Hamburger Alchimisten Hennig Brand der Phosphor entdeckt.

Der Alchimie, deren Hauptbestreben es war, unedle Materie in Gold zu verwandeln, hat die moderne Chemie wertvollste Entdeckungen und Erfindungen zu verdanken. So ist von den Jüngern dieser „schwarzen Kunst" neben dem Porzellan auch der Phosphor der Menschheit beschert worden. Der Hamburger Alchimist Hennig Brand war es, der dieses in der Natur weitverbreitete Element 1669, vor zweihundertfünfundsiebzig Jahren, entdeckte, als er eingedickten Harn der trockenen Destillation unterwarf, um auf diese Weise den heißbegehrten „Stein der Weisen" zu gewinnen. Dies ist dem wackeren Goldmacher zwar wie allen seinen Nachfolgern nicht gelungen, dafür konnte er aber aus seinem Erzeugnis „Wunderpilulen" herstellen, die großes Aufsehen erregten und hohe Preise erzielten.

Später verkaufte Brand sein Rezept der Phosphorgewinnung an den sächsischen Alchimisten Johann Kunckel, den Kammerdiener des Kurfürsten von Sachsen, und den sächsischen Handelsrat Kraft. Er sollte davon wenig Freude oder gar Nutzen haben. Kunckel trat nämlich 1678 selbst als angeblicher Entdecker des Phosphors auf, und Brand wurde erst durch das Eingreifen des großen Gelehrten Leibniz als wirklicher „Vater" dieses Elements wieder anerkannt. Seinen griechischen Namen, der eigentlich „Lichtträger" bedeutet, erhielt der neue Stoff von seiner Eigenschaft, im Dunklen zu leuchten. Gahn wies 1769 nach, daß die Knochen aus phosphorsaurem Kalk bestehen. Seitdem wurde die Herstellung des Stoffes in größerem Maßstabe möglich. Einen weiteren Fortschritt brachte die Entdeckung des amorphen Phosphors im Jahre 1845 durch Schrötter.

Frühzeitig hat man gelernt, den Phosphor in den Dienst von Technik und Wissenschaft zu stellen. Man verarbeitete ihn nicht nur zu Arzneimitteln, sondern auch zu Ratten- und Mäusegift, gewissen Teerfarben, wichtigsten chemischen Verbindungen und namentlich Zündhölzern. In diesem Krieg haben die Anglo-Amerikaner den Phosphor zu Verbrechen mißbraucht, die beispiellos sind. Sie verwandelten ein Geschenk der Natur, das den Menschen zum Segen gereichen sollte, in ein hinterhältiges und gemeines Vernichtungswerkzeug.

Aus Stadt und Land

Altensteig, den 19. Juli 1944

Mondaufgang 4.07 Uhr, Monduntergang 20.43 Uhr.

Abendlied.

Die Welt ist übergoldet
Vom Abendlicht.
Alle Dinge klingen,
Keins spricht.

Libellen, Mücken schweben
Durch Glast und Glanz.
Alles will sich lösen
Im Tanz.

Des Teiches Wasser kosen
Um Rosen sacht,
Alles harrt des Wunders
Der Nacht — — —

Liselotte York-Weiser.

*

Kennzeichnet die Lage der Luftschutzräume von außen

Wenn bei Luftangriffen Wohnhäuser zerstört werden, ist es für die zur Hilfeleistung herbeieilenden Volksgenossen und Bergungstrupps oftmals schwierig, die Lage des Luftschutzraumes festzustellen. Der Luftschutzraum wurde aber immer schnell gefunden, wenn seine Lage an der Außenwand, vor allem an der Straßenseite des Gebäudes durch genügend lange Hinweispfeile gekennzeichnet war. Dadurch können sich Nachbarn und andere Volksgenossen, die öfter an dem Hause vorbeigehen, die Lage des Luftschutzraumes leicht einprägen und im Schadensfall die Führer der Bergungs- und Ausräumungskommandos rasch und zweckmäßig unterrichten. Die Rettung von Personen, die im Luftschutzraum verschüttet sind, wird dadurch erheblich beschleunigt und erleichtert. Der Reichsminister der Luftfahrt hat deshalb Kennzeichnung der Lage der Luftschutzräume durch Pfeile an den Hauswänden der Häuser allen Besitzern von Gebäuden zur Pflicht gemacht. Die Markierung soll möglichst mit Leuchtfarbe erfolgen, kann aber behelfsmäßig auch in anderer Weise geschehen. Eine besondere Entschädigung wird nicht gewährt.

„Gruß aus Bayern"

Unter diesem Motto bot die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" am Montag im „Grünen Baum" einen bunten Abend. Im ersten Teil des Abends brachte die aus 7 Mitgliedern bestehende Spielgruppe bayerische Volksmusik, Lieder, Jodler und Tänze. Die Liedvorträge zeigten zwar, daß die Spielgruppe über keine besonders kraftvolle und schöne Stimmen verfügt. Trotzdem konnten die Lieder und Jodler gefallen, weil die gemütvollen und deshalb ansprechenden bayerischen Volksweisen mit Anmut und Gefühl vorgetragen wurden. Von den Tänzen wirkte besonders der Bändertanz dekorativ.

Im zweiten Teil des Abends wurde das Lustspiel „Alles in Ordnung" gezeigt. Die Bauernkomödie von Bitus wurde von einem Ensemble aufgeführt, das sich Mühe gab, dem Stück Farbe und Pointierung zu verleihen. Eine freundliche Wirkung wurde besonders durch die köstliche Mimik des Knechtes und der allerdings noch sehr jugendlichen „Haushälterin" erzielt.

Wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten insbesondere im männlichen Sektor heute eine Spielgruppe zusammengestellt werden muß, weiß man sich zu bescheiden. Für den Bescheidenen aber war der Abend vergnüglich und unterhaltend.

Ettmannsweiler. Ausgezeichnet mit dem Kriegsverdienstkreuz II. Klasse mit Schwertern wurde der Obergefreite bei einem Bataillon Christian Frey z. Zt. im Osten.

Gestorben

Calmbach: Friedrich Keppler, Sägewerksbesitzer; Neuenbürg: Friedrike Bauer, 62 J., Göttelfingen: Albert Scheurer, 39 J.; Freudenstadt: Hermann Kaupp, 20 J.

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Dieter Lauk in Altensteig, Vertretung Ludwig Lauk. Druck u. Verlag: Buchdruckerei Lauk, Altensteig. Z. Zt. Preisliste 8 gültig

Amtliche Bekanntmachung
Kreis Calw

Verwahrung von Zündhölzern vor Kindern

Mehrfach sind durch zündelnde Kinder Brände entstanden, die wertvolles Volksgut und wertvolle Erntevorräte vernichtet haben. Ich weise daher aus diesem Anlaß auf folgendes hin:

1. Kindern dürfen Streichhölzer nur anvertraut werden, wenn die erforderlichen Vorkehrungen gegen Feuersgefahr getroffen sind. Dazu gehört auch der **Verkauf** von Zündhölzern an Kinder, der in der Regel **unzulässig** ist.
2. Für die Aufbewahrung von Zündhölzern sind solche Orte zu wählen, die Kindern nicht zugänglich sind. Dies erfordert, daß die Zündhölzer, besonders **bei Abwesenheit** von Erwachsenen, **verschlossen** gehalten werden.
3. Bei Zuwiderhandlungen erfolgt strenge Bestrafung. Außerdem wird Brandgeschädigten eine Entschädigung von der Gebäudebrandversicherung nicht zuteil, wenn sie die Entstehung eines Brandes selbst durch grobe Fahrlässigkeit verschuldet haben; Mobiliarfeuerversicherungsanstalten ist es gesetzlich verboten, eine Entschädigung an Geschädigten auszubezahlen, wenn diesen eine Feuerverwahrlosung zur Last fällt. Eine grobe Fahrlässigkeit oder Feuerverwahrlosung in diesem Sinne liegt auch bei Unterlassung genügender Beaufsichtigung der Kinder oder bei ungenügender Verwahrung der Zündhölzer vor.

Calw, den 17. Juli 1944. Der Landrat.

Voigtländer-Kameras und Objektive. Wo deutsche Gründlichkeit bewundert wird, sind sie verankert im Vertrauen der Fotofreunde aller Welt, die auf die Firmenmarke schauen. Und ihre große Zeit wird wiederkehren, zum Ruhm der deutschen Foto-Optik!

Großhandelsfirma sucht vom Hersteller
Galanterie u. Kurzwaren Haushalt- und Industriebedarfsartikel
Carl Schewe, Berlin O 17, Küstriner Pl. 8

Signierkreide
für Holz, blau und schwarz empfiehlt die
Buchhandlung Lauk, Altensteig

Verletzung bringt ein Glas, das springt
Dem kann man jedoch vorbeugen, wenn die Glasgefäße beim Eingießen heißer Getränke auf einen kalten Teller gestellt werden. So hilft man außerdem
Hansaplast
sparen

Auch Arznei ins Luftschutzgepäck!
Der Kampf um den Sieg verlangt die schnellste Gesundung jedes Kranken. Ärztliche Verordnungen müssen deshalb auch im Ernstfall des Luftkrieges eingehalten werden.
ASTA
ARZNEIMITTEL

Vertrauen!
BAYER
ARZNEIMITTEL

Der Ertrag jeder Mehrleistung wird noch gesteigert durch haushaltenden Verbrauch der erzeugten Güter. Wenn deshalb niemand mehr kauft, als er braucht, dann werden nicht wenige alles, sondern alle genug erhalten. — Dies gilt ebenso für DARMOL, das auch heute in steigendem Maße hergestellt wird.
DARMOL-WERK
Dr. A. & L. SCHMIDGALL
WIEN

Die Deutsche Arbeitsfront
Deutsches Volksbildungswerk Calw
Michelangelo
Das Leben und die Werke des großen Künstlers zeigt eine Sonderfilmveranstaltung
Altensteig, Sonntag, 23. Juli, 10 Uhr Lichtspiele Grüner Baum
Eintritt: RM —.50, und RM —.30 für Wehrmacht, RAD., HJ. BDM. Vorverkauf Buchhandlung Lauk

Gefunden ein Geldbetrag
abzuholen Rathaus Zimmer 12

Verloren
schwarzer Geldbeutel
Dienstag vormittag auf dem Wege Bäcker Lutz bis Seiler Kohler.
Abzugeben gegen Belohnung in der Geschäftsstelle ds. Bl.

Eine starke, 37 Wochen trächtige

Kalbin
hat zu verkaufen
Jakob Kirn, Hornberg

Zur Saat empfehle:
Wicken
Erbsen
Senfsamen
Sonnenblumenkerne
Chr. Burghard jr.

Darüber wollen wir heute sprechen:
Daß Deutschland heute fast ganz Europa mit Arzneimitteln versorgt.
Daß auch im 5. Kriegsjahre die deutschen Medikamente in unveränderter Güte hergestellt werden.
Beispiel:
Silphoscalin-Tabletten
Das kann der Feind ruhig mitanhören!
Carl Bühler, Konstanz, Fabrik pharm. Präparate.